Katholische Blätter für
weltanschauliche Information

ORIENTIERUNG

Nr. 6 24. Jahrgang | Erscheint zweimal monatlich | Zürich, den 31. März 1960

Tagesfrage

Die «Universität der Freundschaft»: 1. Das sensationelle Angebot – Aus der Erfahrung gewitzigt – Getrennt von den russischen Studenten (Chochlows Bericht) – 2. Der Wettbewerb mit dem Westen ist ernst gemeint – Des Westens Bedrohung: erliegt er einer Hypnose? – 3. Die Statistik ist uns noch günstig – 4. Wir müssen um die Entwicklungsländer laufen – Die Anstrengungen Deutschlands – Revolutionäre Vorschläge aus USA – Der Rückstand der Schweiz im Stipendienwesen.

Theologie

Vom Gott beweisen: Der Christ darf Gott beweisen – aber in Glaube und Demut – Der Christ soll Gott beweisen – aber er muß lange genug denken – Der Christ kann Gott beweisen – als Antwort auf sein Fragen.

Schweiz

Die Situation der katholischen Schweizer Presse: 1. Statistische Bestandesaufnahme und deren Bewertung – Schwache Auflageziffern – 2. Was katholische Presse sein soll und ist – 3. Gründe für die Stagnation: die strukturellen Schwierigkeiten: Gesinnungspresse – geschäftliche Grenzen – politische Grenzen (Föderalismus) – 4. Verbesserungsvorschläge: Kopfblattsystem? – Hinweise für mögliche Konzentrationen – der Mut zur Verwandlung in Wochenblätter – Gemeinschaftsarbeit auf regionaler Basis.

Indien

Der Pyrrhus-Sieg in Kerala: Des Landes Eigenart: die dichteste Bevölkerung – die höchste Fruchtbarkeitsquote – der höchste Bildungsstand – das intellektuelle Proletariat – die meisten Christen – Lösungsversuche: der demokratischen Mächte – der Sozialisten – der Koalitionen – der Kommunisten – Der Pyrrhus-Sieg: Beunruhigende Analyse der Wahl – falsche Analysen der Weltpresse – die Trennung nach Gesellschaftsschichten – Versagen der asiatischen Menschheitskulturen – Eine Ausnahme: die katholische Kirche – Kerala, wie ein zweistöckiges Haus.

Ex urbe et orbe

Zum Besuch Chruschtschews in Frankreich: Ein Artikel vom Leiter der Zeitschrift «Etudes» – Die Versuchung eines allzu buchstäblichen Antikommunismus – Der Bereich der Doktrin und der Bereich der Aktion – Für den Christen eine Quelle des Mißbehagens – Mgr. Guerry zum Staatsbesuch – Der Mensch und das System – Die christliche Hoffnung.

Die Universität der Völkerfreundschaft

Die Meldung lief im Lauf des Monats März durch alle Zeitungen der westlichen Welt. Am 21. Februar hatte Chruschtschew den Plan bekanntgegeben, einige Tage später erließ die Sowjetregierung bereits die entsprechenden Verordnungen. Es handelt sich um eine Universität in Moskau für die akademische Jugend der Entwicklungsländer.

Propagandistisch war alles großartig aufgemacht: ein leuchtendes Beispiel uneigennütziger Hilfe. Es wird angeboten:

- Ein Freifahrtschein nach Moskau und zurück in die Heimat;
- ein Stipendium (monatlich auszuzahlen) für vier bis fünf Jahre;
- freie Wohnung mit Pension;
- freie ärztliche Betreuung;
- keine Studiengebühren.

Die Zahl der Studenten soll in diesem Jahr 500 betragen; in den nächsten Jahren sich auf drei bis viertausend erhöhen.

Der Akzent in bezug auf die Ausbildung liegt auf dem Fachstudium; es scheint sich in erster Linie um Techniker, Agronomen, industrielle Fachleute und Ärzte zu handeln, die man heranziehen will, also gerade jene Berufe, deren die Entwicklungsländer vordringlich bedürfen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß (laut NZZ Nr. 689 dieses Jahres) bereits in den zwanziger Jahren in Moskau zwei Hochschulen zur Ausbildung ausländischer kommunistischer Kader, die eine für das westliche Ausland, die andere für die Völker des Orients, existierten. Noch unter Stalin wurden beide wieder aufgelöst. Nun hat man aus den Erfahrungen gelernt: die kommunistische Beeinflussung tritt in den Hintergrund, das Fachstudium allein wird herausgestellt.

Bemerkenswert ist ferner, daß die Studenten der Entwicklungsländer nicht mit denen der Sowjetunion und der Ostblockstaaten an der gleichen Universität ausgebildet werden; man hält sie gesondert! Gewiß erhöht die Tatsache einer «eigenen» Universität für Entwicklungsländer die Propagandawirkung. Vielleicht aber bestätigt die Absonderung auch, was Nikolaj Chochlow in seinem Buch «Recht auf Gewissen»[1] aus eigenem Erleben schreibt: «Meine Freunde (auf der Universität Moskau) wußten nicht nur, daß das Sowjetsystem eine volksfeindliche Macht ist, sie fühlten auch, daß sie in dieser Ansicht mit der großen Mehrheit des Volkes übereinstimmten. Ich konnte es zuerst gar nicht glauben, daß in diesem von den Staatssicherheitsorganen kontrollierten und vom Parteiapparat in Gang gehaltenen Staat eine solche Denkweise allgemein geworden sei» (siehe NZZ Nr. 976, 23. März 1960). Ein gleiches Erlebnis von den Studenten der Entwicklungsländer fernzuhalten, muß natürlich im Interesse der russischen Machthaber liegen! Nichts könnte ihnen peinlicher sein, als wenn die jungen Leute der Universität Moskau die Schlußfolgerung Chochlows, «geistig habe das russische Volk den Kommunismus bereits überwunden» (ebda), eine Schlußfolgerung, deren völlige Abwegigkeit sie mit so viel Erfolg sogar den Fachleuten unter den Antikommunisten des Westens beizubringen verstehen, nun in aller Welt bestätigen würden.

[1] Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Wie dem aber auch sei, jedenfalls ist es Chruschtschew mit dem friedlichen Wettbewerb, in den er nach all seinen Aussagen seit weit über einem Jahr mit dem Westen einzutreten wünscht, ganz offensichtlich bitterer Ernst. Wir hätten ihm den Propagandaerfolg nicht überlassen müssen, wenn wir nicht weithin von der These: «alles, was er sagt, entspricht den Tatsachen nicht» geblendet, verblendet uns darin erschöpft hätten, darzulegen, daß von einem Wettbewerb gar keine Rede sein könne, daß wir dem Osten ja weit überlegen seien in wirtschaftlicher Hinsicht, an Verfügung über die Annehmlichkeiten des Lebens, in der Versorgung und Lebenshaltung, was alles eindeutig beweise, daß das ganze Gerede vom friedlichen Wettbewerb nur als Wandschirm benützt werde, um uns von dem einen Wichtigen, der Rüstung, abzulenken.

Nun denn, daß uns der Osten verschlingen will – so oder anders – wird kein vernünftiger Mensch bezweifeln. Daß wir darum stets auf der Hut sein müssen und viel zu wenig auf der Hut sind, steht wohl ebenfalls fest. Aber gerade darum ist es töricht, mit der ewig gleichen Platte: «Er will den Krieg, und alles andere was er sagt, ist gelogen», unsere Aufmerksamkeit zu fixieren, wie man Hühner hypnotisiert, indem man vor ihren Augen einen weißen Strich über die Tischplatte zieht. Wir machen damit dem Osten alle anderen Türen, uns zu überrunden, auf, wir verlieren damit auf dem Schachbrett eine Figur nach der andern. Nur die Türme werden wir behalten. Er kann schon offen und ungeschminkt die Wahrheit sagen – wir glauben es doch nicht; ganz wie «Biedermann» im Stück von Max Frisch gegenüber den Brandstiftern ...

Tatsächlich erscheint es heute durchaus möglich, daß die Abrüstungskonferenz wirklich zu konkreten Erfolgen führt. Unsere braven Propagandisten werden dann zu beweisen suchen, daß sich der Westen «in unverzeihlicher Kurzsichtigkeit» wiederum täuschen ließ! Vielleicht aber wird sich schließlich herausstellen, daß auch hier Herr Chruschtschew ehrlich war. Der Propagandaerfolg wird in einem solchen Fall ungeheuer sein für ihn – und zwar gerade bei jenen Entwicklungsländern, Südamerika, Afrika, Asien, von denen es abhängt, auf welche Seite sich die Waagschale neigt im Ringen Ost-West.

Kurzum, von der Hypnose müssen wir uns lösen. Die Universität der Völkerfreundschaft beweist es von neuem. Bei aller Vorsicht, die gar nicht geleugnet werden soll in Rüstungsfragen, bei allem Unbehagen, das die treuherzig zum Wettkampf wie unter Sportlern dargebotene Hand bei uns auslösen mag, ja soll; denn es geht bei diesem «friedlichen» Wettbewerb nicht um «Sport», nicht um die Schachweltmeisterschaft oder dergleichen Leistungswettbewerb, sondern genau so um Leben und Tod wie bei der Rüstung – nur eben andersherum; bei all dem und trotz alledem müssen wir den «friedlichen» Kampf um Leben und Tod aufnehmen. Wir müssen es wiederum tun, ohne uns «fixieren» zu lassen, gewiß! Aber wir müssen es wirklich tun.

Die Ausgangslage ist dabei, trotz der «Universität der Völkerfreundschaft», keineswegs schlecht. An russischen Universitäten sollen jetzt zwanzig- bis dreißigtausend ausländische Studenten studieren (NZZ Nr. 689). Davon bilden gewiß den Hauptblock die Chinesen: sechs- bis siebentausend Absolventen jährlich. Ihnen folgen Koreaner, Araber, Indonesier, nur wenige Afrikaner und gar keine Lateinamerikaner. Man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, daß die neue Universität es vor allem auf diese beiden letztgenannten Kontinente abgesehen hat. Nehmen wir die Zahl der ausländischen Studenten an anderen Universitäten der Ostblockstaaten (Ostdeutschland, die Tschechoslowakei, Ungarn, Bulgarien) hinzu, die insgesamt nach Schätzung von Fachleuten nicht weit über zehntausend liegen dürfte, dann beträgt ihr Gesamt dreißig- bis vierzigtausend, wovon keine zehntausend den nichtkommunistischen Entwicklungsländern entstammen.

Demgegenüber studierten an Universitäten allein der USA im vergangenen Jahr 6600 Studenten aus dem Nahen und Mittleren Osten, 15 000 aus dem übrigen Asien, 10 000 aus Südamerika und 1700 aus Afrika. Ungefähr 15 000 aus all diesen Ländern studieren in England, davon über 8000 aus den einstigen und heutigen Kolonialgebieten Englands. In Frankreich etwa 20 000 aus Übersee, in Deutschland über 20 000, in Holland über 2000, in der Schweiz etwa 1000. In ganz Europa allein mehr als 50 000. Man wird also sagen dürfen, daß nicht ein Zehntel der Studenten aus den freien Entwicklungsländern, die im Ausland studieren, nach den Ostblockstaaten pilgert.

Ist das ein Grund, den «Schreckschuß» aus Moskau als Bluff abzutun? Mitnichten! Denn nicht umsonst heißen die Länder, um die es hier geht, Entwicklungsländer, das heißt, nicht fixierte, frei bewegliche, an keine Schemen und Gewohnheiten gebundene Länder. Die Zahlen können sehr rasch ändern. Schon beobachtet man eine starke Abwanderung der Überseestudenten von den «Kolonialmächten» nach Deutschland, das in dieser Hinsicht nicht belastet ist. Wer sagt denn, daß eine gute Propaganda, die mit handfesten Realitäten aufwartet (Wirtschaftshilfen und eben die Gratis-Universität!), nicht den Zeiger noch weiter nach Osten rücken läßt?

Überdies ist das bloße Faktum, daß unsere westlichen Universitäten von Studenten der Entwicklungsländer besucht werden, noch kein Garant ihrer westlichen Gesinnung. Tschu En-lai, Ho Chi-minh und andere Führer in Ostblockstaaten haben an westlichen Universitäten studiert. Sie kamen nicht als Kommunisten dorthin, aber sie gingen mit Haß gegen die Weißen von uns. Pius XII. und neuestens wieder Johannes XXIII. (28. November 1959)[2] haben in ihren Missionsrundschreiben sehr nachdrücklich auf dieses Problem hingewiesen. Es ist auch sehr viel, das sei zugegeben, geschehen in freundlicher, ja liebevoller Behandlung dieser Studenten weit über den Raum der Christen hinaus. Wir verweisen zum Beispiel auf unseren Beitrag «Asien und Afrika im Herzen Europas» («Orientierung» 1955, S. 156–160). Was dort geschrieben, wollen wir nicht wiederholen. Aber es mag uns scheinen, daß das alles noch bei weitem nicht genügt.

Hier ist einmal die Frage der Stipendien. In Deutschland wurde kürzlich gemeldet, daß es 5000 Stipendien an Studenten der Entwicklungsländer vergebe. Vor fünf Jahren waren es erst 140! Dabei haben sich die einzelnen Länder, die ja Kulturhoheit genießen, jeweils bestimmter Länder Afrikas oder Asiens angenommen, denen sie eine bestimmte Anzahl Stipendien zur Verfügung stellen. So hat das Land Hessen ein Patronat für Ghana übernommen, wie Prof. Eugen Kogon kürzlich im Fernsehen bekanntgab. Auch in den USA wird man sich der Dringlichkeit dieser Aufgabe bewußt. Die Zeitschrift «*Newsweek*» schreibt gerade mit Bezug auf die neue Moskauer Universität: «Selbst vor dem Bekanntwerden dieser neuen sowjetischen Herausforderung war es eigentlich klar, daß unser Studentenaustauschprogramm für die Verhältnisse der neuen Völker und damit für unsere eigenen Interessen unzulänglich war. Wir sorgen nicht für genügende Stipendien und viele, die wir geben, gelten nur für ein Jahr oder decken nicht alle Auslagen. Wir sollten die Anzahl der asiatischen Studenten an unseren Universitäten verdoppeln oder verdreifachen und eine rasche Zunahme afrikanischer Studenten ermöglichen, so daß wir in den nächsten Jahren zehn- oder zwölfmal so viele haben wie heute.»

Umgekehrt sollten (auch darauf haben wir schon hingewiesen) die Universitäten in den Entwicklungsländern unsere Unterstützung erfahren, und zwar nicht nur mit Geld, sondern auch mit Menschen. «*Newsweek*» schreibt dazu: «Der Vorschlag, in Hawaii ein Ost-West-Zentrum für kulturellen und technischen Austausch zu bauen, sollte großzügige staatliche Unterstützung erhalten. Mehr amerikanische

[2] Siehe «Herder-Korrespondenz», Januar 1960, S. 179.

Lehrer würden in den Schulen und Universitäten mancher asiatischer und afrikanischer Nation gern gesehen werden. Viele Tausende mit geringer oder gar keiner höheren Ausbildung könnten einfach als Englischlehrer verwendet werden. Viele unserer jungen Leute wären vermutlich einverstanden, zwei Jahre in einem fremden Land zu verbringen, um dort zu helfen. Senator Gale MacGee von Nyoming schlug kürzlich vor, man solle die Zeit, in der junge Leute sich der intensiven Zusammenarbeit mit Menschen der Entwicklungsländer widmen, als Alternative zum Militärdienst gelten lassen. Er schlug ferner vor, die Regierung solle auf ihre Kosten den amerikanischen Studenten – etwa für die Dauer eines Jahres – das Reisen und Wohnen im Ausland ermöglichen und sogar zu einem Bestandteil der amerikanischen höheren Ausbildung machen.»

Es frägt sich, ob nicht Ähnliches auch von seiten der Schweiz geschehen sollte. Ihre Stipendien für Studenten der neuen Länder sind kein leuchtendes Beispiel, von so kühnen Vorschlägen, wie sie Senator Gale MacGee in Amerika macht, ganz zu schweigen.[3] Und doch! Die Schweiz hat berechtigte Hemmungen gegenüber Integrationsversuchen, die ihre politische Sonderstellung gefährden könnten. Sie geht den Weg der größeren Sicherheiten und das mag im Raum der Politik für sie Gebot der Klugheit sein. Man tritt zum Beispiel der EFTA bei und nicht der EWG, weil die EWG nach größerer als bloß wirtschaftlicher Integration strebt, vielleicht streben muß ... Man wird – trotz aller rechtfertigender Gründe – dabei ein gewisses Unbehagen nicht los. Läßt man nicht die andern für sich die Kastanien aus dem Feuer holen? – Bringt dieses dauernde Beschreiten des vorsichtigeren Weges mit den geringeren Risiken nicht auch die Gefahr mit sich, in eine Haltung zu geraten, die wenig Bereitschaft verrät, die Weltverantwortung auf sich zu nehmen, die unsere Zeit (es ist nicht mehr die Zeit von 1920) jedem auf die Schultern legt? Das einzelne Land kann natürlich die Annahme einer solchen Verantwortung ablehnen – verantwortlich, situationsgerecht handelt es dann jedoch nicht. Die Mehrheit schafft nicht in jedem Fall die Richtigkeit.

Man frägt sich, ob nicht in solcher Lage ein Land wie die Schweiz gerade in einer Frage wie der Hilfe für Entwicklungsländer, der großzügigen Stipendienerteilung an ihren Hochschulen, also einer Frage, die keinerlei politische Belastung mit sich brächte, das ergänzen könnte, was ihr im Politischen abgeht? Zur Zeit des Nationalsozialismus wurden wir nicht müde zu betonen, politische Neutralität sei nicht Meinungsneutralität. Meinungsäußerung aber, die nicht zu Taten gerinnt, die nicht zu Opfern bereit ist, wird mit Recht niemand voll ernst nehmen. *M. G.*

[3] Sieht man von den aus Amerika bezahlten Stipendien (Rockefeller Stiftung usw.) ab, ist ein Stipendium für Entwicklungsländer bei uns eine ganz seltene Ausnahme!

VOM GOTT BEWEISEN

Kann man wirklich beweisen, daß Gott existiert? Nicht nötig, sagen die einen. Denn wir glauben an Gott und gewinnen im Glauben eine Sicherheit, die uns gern auf jeden «Beweis» verzichten läßt. Nicht möglich, meinen andere. Denn entweder existiert Gott – und dann ist es bodenlos frech, ihn «beweisen» zu wollen. (Es wäre ja, wie wenn der Knecht seinen Herrn fragte: Existierst du überhaupt?) Oder Gott existiert nicht – und dann verhilft ihm alles Beweisen nicht zur Existenz, es sei denn in den Köpfen der Dummen, die auf solche Trugschlüsse hereinfallen. So muß denn die Frage: Kann man Gott beweisen? zunächst einmal heißen: Darf der Mensch, ohne unerträglich anmaßend zu sein, es überhaupt versuchen?

Der Christ darf Gott beweisen — aber in Glaube und Demut

Wenn Gott existiert, dann gewiß als Schöpfer des Menschen, also auch seines Verstandes. Wenn aber Gott den Menschen schon verständig schafft, will er sicher, daß der Mensch seinen Verstand als anvertrautes Talent auch gebraucht und Gott durch seinen Verstand lobe und ehre. Je mehr es daher dem Menschen gelingt, das Verborgene zu ergründen, desto mehr wird Gott geehrt, der des Menschen Verstand auf das Verborgene hin lenkt. Gott wird nicht größer, indem man den Menschen klein macht. Vielmehr muß man, um Gottes Größe zu erahnen, sehr groß vom Menschen denken. Denn gerade des Menschen Größe ist es, die vor der Größe Gottes ins Nichts verschwindet; und gerade die Größe des Menschen ist des immer größern Gottes großes Geschenk.

Darum darf und soll der Mensch mit seinem Verstand bis an die Grenzen des ihm Erreichbaren dringen. Deshalb soll auch der gläubige Christ ruhig seinen Gott beweisen, indem er dessen Spuren in der Schöpfung folgt. Er erfüllt damit nur Gottes Willen. Denn wenn Gott die Welt so geschaffen hat, daß sie immer auf den Schöpfer verweist, dann lag es auch in Gottes Schöpferwillen, daß der Mensch aus der Schöpfung den Schöpfer erweise.

Freilich wird der Christ nicht zuerst einmal an Gott zu zweifeln beginnen oder gar tun, als ob es Gott nicht gäbe. Er wird nie sagen: Herr, falls Du existierst, rette meine Seele, falls ich eine habe! Auch ist und bleibt er mit Pascal überzeugt, daß sein Gott nicht der Gott der Philosophen ist, sondern der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Darum wird der Christ, wenn er sich anschickt, den Weg der Schöpfung auf den Schöpfer hin abzuschreiten, vor den dreifaltigen Gott hintreten und in Demut und Ehrfurcht, aber auch in Dankbarkeit sagen: Herr, ich glaube an Dich und ich danke Dir, daß ich glauben darf. Aber Du willst, daß mein Glaube ein vernünftiger sei (Röm. 12,1). Und Du verlangst, daß ich für meinen Glauben Rechenschaft stehe (1 Petr. 3,15). Hilf mir darum, Dich zu erkennen auf jede Weise, in der Du Dich erkennen lassen willst. Laß mich deshalb auch Deine Geschöpfe so erkennen, daß sie mich hinführen zu Dir, ihrem Schöpfer. Laß mich vor allem mich selber erkennen als das Gemächte Deiner Hand. Denn dann werde ich, indem ich um mein Wissen weiß, auch um Dich wissen, der Du als ewige Weisheit mir dieses Wissen schenkst.

Mag der Christ so sprechen, widerspricht der andere. Aber das beweist höchstens, daß der Versuch, Gott zu beweisen, nicht menschliche Anmaßung zu sein braucht. Es beweist jedoch keineswegs, ob dieser Versuch auch je gelingt. Kann man also Gott mit Hilfe menschlicher Denkbemühung zwingend beweisen? Aber was heißt überhaupt, zwingend beweisen? So müssen wir uns zunächst über den Beweis im allgemeinen klar sein. Dann erst können wir uns sinnvoll auch nach dem Gottesbeweis fragen.

Der Christ soll Gott beweisen — aber er muss lange genug denken

Sicher heißt beweisen zunächst denken. Nun denkt es aber im Menschen ja nie von selbst. Er muß schon denken wollen. Mithin hängt es vom freien Willen des Menschen ab, ob er gerade an den ihm vorgelegten Beweis oder an etwas anderes denkt oder – sich überallhin zerstreuend – gar nichts Bestimmtes denkt. In diesem Sinne «zwingt» jedenfalls kein einziger

Beweis. Man muß sich nur klar machen: Denken ist Arbeit, manchmal sogar Schwerarbeit. Vor der Arbeit aber kann man sich drücken. (Der Mensch ist ein guter Drückeberger! Wieviel hat er sich nicht schon ausgedacht, um dem Denken zu entgehen.) Auch kann man zur Arbeit unfähig sein, selbst zur Denkarbeit: einer ist noch zu jung; einer wenigstens jetzt zu müde, ein dritter ist krank, vielleicht gar schwachsinnig; ein vierter will ganz einfach nicht denken und mit-denken, vielleicht, weil der, der im vor-denkt, auf die Nerven geht, vielleicht, weil er Angst hat, sein Nachdenken könnte ihn vor unliebsame Entscheidungen stellen. Gewiß gibt es Situationen, die nachdenklich stimmen, und die man nur meistert, wenn man nachdenkt – lange und gründlich. Not lehrt beten, sagen wir dann etwa. Aber der Mensch kann, frei wie er ist, immer auch der Situation, die ihn stellt, ausweichen. (Er ist ein guter Verkehrspolizist! Ein paar Schlaftabletten – und die unbequemen Gedanken stehen vor rotem Signal. Freilich, die Gedanken hupen dann selbst noch im Schlaf und verletzen sträflich das Hupverbot im Unterbewußtsein. Aber ein tüchtiger Psychiater ist gern zur Lärmkontrolle bereit und montiert geschickt die Hupanlage heraus. Wenigstens für ein Weilchen...) Nein, kein Mensch ist gezwungen zu denken. Und weil beweisen denken ist, zwingt auch kein Beweis.

Beweisen heißt aber näherhin: einen (noch) fraglichen Sachverhalt als wahr und gewiß erweisen, indem man zeigt, daß (und allenfalls auch wie) er mit einem andern, (bereits) als wahr und gewiß erkannten Sachverhalt notwendig zusammenhängt. Beweisen ist also ein besonders langer Denkvorgang. Das Eigentliche dabei ist erst der «Schluß», der den Denkvorgang «abschließt». Und damit so ein Beweis «schließt», setzt er eben voraus, daß man einen ersten Sachverhalt bereits erkennt. So muß man beim Beweis, bevor er seine zwingende Schlußkraft überhaupt entfalten kann, nicht bloß denken, sondern schon zum Erkennen (nämlich jenes ersten Sachverhaltes) fortgeschritten sein.

Beweise sind «zwingend» heißt also nicht, der Mensch ist gezwungen, zu denken oder, wenn er schon freiwillig mitdenkt, gezwungen, den Denkweg fortzusetzen. Vielmehr bedeutet es nur: wenn man den Denkweg abgeschritten hat, bis unmittelbar vor den letzten Schritt und insofern man von hier aus den abgeschrittenen Weg bejaht, dann ist man gezwungen, den allerletzten Schritt auch noch zu tun. So heißt es nichts anderes als: wer A sagt, muß auch B sagen; wobei keiner überhaupt etwas oder gerade A sagen muß.

Man sieht schon: was die Logik «zwingend» nennt, hat psychologisch auf kleinstem Raume Platz. Und tatsächlich wird im Leben wohl kaum einer von einem Beweisgang so «gepackt», daß er wirklich gezwungen wird, zu einer bisher noch unbekannten Wahrheit ja zu sagen. Am ehesten wohl noch in der Mathematik. Bei einer einfachen Rechnung sind ja Zahlen und Zeichen so einfach, daß wir sie unschwer alle zusammen im gleichen Denkmoment erfassen. Um beim Beispiel zu bleiben: wir über- und durchschauen das ganze A auf einen Blick. Zudem sind uns die Zahlen und Zeichen durch lange Schul- und Denkgewohnheit so geläufig, daß sich der ganze Denkvorgang ohne Schwierigkeit, sozusagen selbstverständlich ab«spielt». Das A geht uns kinderleicht von der Zunge. Darum sagen wir dann auch mit der gleichen Selbstverständlichkeit zum Ergebnis ja. So ist man ohne weiteres geneigt, sich als bezwungen zu bekennen; eben, weil das erkannte A zwingt, B zu sagen.

Anders in der Philosophie. Zwar gibt es auch hier Grundsätze, die nicht komplizierter sind als die einfachste Rechnung. Auf unmittelbaren Einsichten beruhend, sind sie auch nicht schwerer zu verstehen und einzusehen. Im Gegenteil! Sie machen ja gerade die mathematischen Grundsätze in ihrer Selbstverständlichkeit erst möglich. So sollte man meinen, auch die philosophischen Grundsätze seien selbstverständlich. Sie sind es auch. Aber nicht für uns. Denn sie sind uns nicht (mehr) gewohnt. Die Schule hat uns jahrelang das kleine und große Einmaleins eingetrichtert. Aber wann und wie oft hat sie etwa von «Ursache» und «Wirkung» gesprochen (was kein Vorwurf ist)?

Sehr oft sind aber in der Philosophie die Begriffe und Sätze, aus denen sich die Beweise aufbauen, selbst wieder *komplizierte Gebilde*. Dann braucht es, zumal für den Ungewohnten, erheblich Mühe und auch Zeit, bis er überhaupt versteht, was A hier heißen soll. Außerdem gelingt es dann kaum mehr (vielleicht hat man sich schon zu sehr anstrengen müssen), das komplizierte A-Gebilde im gleichen Bewußtseinsmoment gesamthaft vor sich zu haben. Wohl ist man gewissenhaft den einzelnen Elementen nachgeschritten und hat keines übersprungen. Aber beim letzten Schritt endlich angekommen, hat man den ersten schon wieder fast vergessen. Der Schluß-Schritt ergibt sich zwar auch jetzt noch objektiv zwingend aus den vorangegangenen Schritten. Aber das Subjekt hat sich müde gelaufen und bleibt, weil es das Abgeschrittene nicht mehr gegenwärtig hat, auf offener Straße stehen.

Schließlich kommt bei jenen philosophischen Gedankengängen, die auf Gott zugehen, noch etwas hinzu. Es geht bei den Gottesbeweisen ja nicht um Zahlen auf der Wandtafel, mit denen der Schwamm leicht fertig wird. Auch nicht bloß um die Zahlen der Buchhaltung, die man – zur Vorsicht – schon zweimal durchbuchstabiert. Nein, das B beim Gottesbeweis ist Gottes Dasein, der, wenn er existiert, schon immer die Hand auf mich gelegt hat. Und diese Hand spüre ich schon dann, wenn ich noch lange am A herumbuchstabiere. Wer die Hand fürchtet und fürchten muß, wird lieber das ganze Alphabet aufzählen, als nur ein einziges Mal A zu sagen. Niemand kann ihn daran hindern. Denn das Buchstabieren ist frei ...

Kurzum: es ist nicht leicht, einem Menschen von heute Gott zu beweisen. Denn von den heutigen Menschen denken – nach einem Wort von Fulton J. Sheen – nur 15 %; 25 % glauben zu denken, und 60 % schauen sich Bilderbücher an. Und der filmische Mensch wird sagen, wenn man ihm zumutet, bei einem Gottesbeweis mitzudenken: «Damit lockt ihr keinen Hund hinter dem Ofen hervor. Ich mache es mit euren Beweisen wie mit Kants Kritik der reinen Vernunft: ich schaue sie mir an, wenn sie verfilmt ist ...» So sind die Gottesbeweise vor allem und vor allem heute – ein pädagogisches Problem: das Problem, wie bringe ich den Menschen so weit, daß er überhaupt und lange genug denkt.

Der Christ kann Gott beweisen — als Antwort auf sein Fragen

Der Christ darf und soll also Gott zu beweisen versuchen. Dabei weiß er, daß diese Gottesbeweise, so zwingend sie logisch sein mögen, sollen sie auch psychologisch zwingen, d. h. überzeugen, auf Willen und Fähigkeit mitzudenken angewiesen sind. Aber sind diese Gottesbeweise denn wirklich auch wenigstens logisch zwingend, d. h. kann man die Existenz Gottes wirklich im streng logischen Sinne beweisen, also von einer zuvor erkannten Wahrheit her einsichtig machen?

Es gibt verschiedene Gottesbeweise. Jeder versucht an einem Punkt der Schöpfung anzusetzen und von da zum Schöpfer vorzudringen. Dieser Ansatzpunkt ist überall zu finden, gleichgültig wo. Vielleicht hat man etwas zu viel Zeit verwendet, möglichst exotischen Punkten nachzuforschen: man suchte merkwürdige Spinnen im Urwald und fand in ihrem Verhalten denkwürdige Gesetze. Man spähte durch die Fernrohre und suchte die Milchstraße ab, um dort Gottes Spuren zu entdecken. All das hat seinen guten Sinn. Denn wirklich: die Flugbahn der Bienen und Hummeln, die Verkehrsordnung der Fische, die mathematischen Formeln im Nestbau gewisser Vögel, die Bahn der Sterne und Monde: all das ist

nicht erklärbar, wenn man nicht auf Gott verweist, der Steinen und Sternen seine Gesetze und den Tieren die Instinkte gibt. Und doch wollen wir nicht ins Elektronenmikroskop schauen noch durch den Zwölfzöller auf dem Palomar.

Nein, Gott zu beweisen, genügt es, zu Hause zu bleiben, bei uns selbst. Jede beliebige unserer Alltagsfragen weist hin auf Gott, wenn wir sie fragen, was sie eigentlich sei. Nehmen wir also die Frage, die sich uns hier und jetzt stellt. Sie heißt für mich: Wie soll ich vorangehen, daß Gott aus dieser Frage nicht nur logisch zwingend, sondern auch pädagogisch überzeugend und psychologisch einleuchtend aufgewiesen wird? Sie heißt für Sie: Wohin soll denn dieses Fragen nach der Tatsache meines Fragens eigentlich führen?

Die unendliche Grundfrage als Bedingung für mein endloses Fragen

Eine solche Einzelfrage mag fragen was immer, stets weiß ich neben dem unmittelbar Gefragten zugleich auch, daß nach dieser Frage und der Antwort darauf unzählige weitere Fragen möglich und dann ebenso viele Antworten gefordert sind. So ist die Frage im Grunde ein Doppelerlebnis: ich erlebe mich fragend auf eine bestimmte mir noch unbekannte Antwort ausgerichtet; und ich erlebe mich darüber hinaus auf weitere Fragen und Antworten hin gerichtet. Gewiß achte ich auf das zweite Erlebnismoment nicht immer, vielleicht kaum. Dennoch gehört es notwendig zu jeder Frage. Denn ich kann überhaupt nie so fragen, daß dieses Erlebnis weiterer Fragemöglichkeit ausgeschlossen wäre. Frage nur einmal einen Fragenden im Augenblick, da er dich frägt: Bist du dir bewußt, daß mit dieser deiner Frage dein Fragen nicht zu Ende ist? Vielleicht ist der gefragte Fragende dann zunächst stutzig, eben weil er achtgeben und sich auf sein Erlebnis besinnen muß. Aber er wird dir mit aller Selbstverständlichkeit antworten: Selbstverständlich weiß ich das. Und gerade diese so selbstverständliche Selbstverständlichkeit zeigt dir, daß dieses Wissen um die weiteren Fragen im Frageerlebnis immer schon mitenthalten war.

Dieses in jeder Frage mitgewußte Wissen macht deutlich: das Fragen im Menschen fällt nicht einfach mit den einzelnen Fragen zusammen, als ob sich das Fragen in der Einzelfrage erschöpfte. Vielmehr ist das Fragen in der Frage immer unendlich mehr als die einzelne Frage, eben weil ich nach jeder einzelnen Frage noch endlos weiterfragen kann. Aus dem gleichen Grunde ist das Fragen im Menschen auch nicht bloß die Summe seiner Einzelfragen. Denn auch nach jeder erreichten Summe von Fragen kann ich nochmals beliebig oft weiterfragen, ohne je ans Ende zu kommen. Ich brauche ja nur die jeweils vorliegende Fragensumme selbst wieder jeweils neu zur Frage zu erheben und habe damit bereits wieder eine neue und neu umfragbare Summe von Fragen.

Die Tatsache, daß und wie ich frage (und mein Fragen erlebe), läßt sich also nur erklären, wenn ich in jeder meiner Frage eine doppelte Frage unterscheide:

1. Die Einzelfrage, mit der ich hier und jetzt nach diesem und jenem tatsächlich frage, wie und wonach ich gerade fragen will. Diese Frage erlebe ich unmittelbar und vollbewußt deshalb, weil ich mich als den erlebe, der fragen will, und weil das bewußt Gewollte das Meist-Bewußte ist.

2. Das Fragen als solches (Grundfrage), aus dem die einzelne Frage als die endlos fortsetzbare fallweise Verwirklichung der einen unendlichen Grundfrage aufsteigt, und das gerade so möglich macht, daß ich überhaupt fragen kann, wonach, wie und wie oft ich fragen will.

Diese Grundfrage muß meinem bewußten Willensakt zuvor liegen. Denn sie macht die bewußte und gewollte Frage ja erst möglich; und das Ermöglichte kann nicht sein Ermöglichendes möglich machen. Darum ist sie losgelöst von der Einzelfrage auch nicht bewußt. Aber in dieser Einzelfrage ist sie miterlebt und mitgewußt als das Erlebnis des Fragegrundes und so als Grund-erlebnis eben der Grund-frage.

Diese Doppelheit in jeder menschlichen Frage untersteht gleichfalls nicht dem Willen, so wenig wie die Grundfrage selbst. Darum kann sie der Mensch auch nicht abschaffen: wenn er schon fragt, dann muß er in dieser Doppelheit von Grund- und Einzelfrage fragen. Sie gehört wesentlich zur menschlichen Frage. Auch das Fragen überhaupt vermag der Mensch nicht abzustellen. So wie es ihm wesentlich ist, zu denken, so auch zu fragen. Denn des Menschen Verstand ist ein fragender Verstand. Und der Mensch denkt nicht einfach, sondern er denkt, indem er fragt.

So können wir auf die Tatsache unseres Fragens bereits eine erste Antwort geben: Der Mensch ist, weil er fragen muß und weil er in jeder einzelnen Frage ins Endlose hineinfragt, seiner Natur nach der, der, wenn immer er zu fragen beginnt, von einer unendlich weit gespannten Grundfrage her fragt. Und so ist die unendliche Grundfrage die Bedingung, unter der des Menschen endloses Fragen überhaupt erst möglich wird.

Albert Ziegler

DIE SITUATION DER KATHOLISCHEN SCHWEIZER PRESSE

Nach einer jüngst veröffentlichten UNESCO-Publikation («Statistiques sur les journaux et autres périodiques», Paris 1960) gibt es auf der ganzen Welt insgesamt 30 000 Zeitungen, wovon 8000 Tageszeitungen. Täglich verlassen 253 Millionen Tageszeitungen die Rotationspressen. Die kleine Schweiz steht mit 433 politischen Zeitungen hinsichtlich Zeitungsreichtum an neunter Stelle. Berücksichtigt man nur die Tageszeitungen, so hält sie den 14. Rang mit 120 Blättern. Sie ist also eines der zeitungsreichsten Länder. Jedoch auch der zeitungsdichtesten! Trifft es doch in unserem Land 355 Exemplare auf 1000 Einwohner (in England, das hinsichtlich Zeitungsdichte an erster Stelle steht, trifft es 570 Exemplare auf 1000 Seelen). Untersucht man nun die politisch-weltanschauliche Gliederung,

so kommt man zu folgenden approximativen Zahlen:[1] Zirka 130 Blätter sind politisch-weltanschaulich neutral, 89 sind freisinnig orientiert, 75 katholisch (wovon die große Mehrzahl konservativ-christlichsozialer Observanz), 17 sozialdemokratisch, 10 der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei verbunden, 8 liberal-konservativ, 7 demokratisch, 3 dem Landesring verpflichtet und 3 kommunistisch.[2]

Klammert man zunächst die sogenannte neutrale Presse aus und beschränkt die Untersuchung auf die Richtungspresse, so erscheint der katholische Sektor als recht bedeutsam, hält doch die katholische Presse den 2. Rang hinter der

[1] Eine ganze Anzahl Blätter sind schwer einzugliedern. Es gibt in der Schweiz verhältnismäßig viele Zeitungen ohne politisches oder sonstiges «Firmenschild», die aber einen eindeutig bürgerlichen Kurs steuern; ebenso gibt es relativ viele Zeitungen, die freisinnig orientiert sind, ohne dies nach außen zu dokumentieren.

[2] Unsere Untersuchung beschränkt sich auf die Informationspresse, d. h. auf jene Zeitungen, die einen regelmäßigen Nachrichtenteil aufweisen, welcher laufend über alle wichtigen Lebensgebiete berichtet. In die Betrachtung werden nicht einbezogen: Verbands- und Fachblätter, Wochenzeitungen, Illustrierte und reine Unterhaltungsblätter.

freisinnigen. Dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn man die geographische Streuung der katholischen Presse berücksichtigt: sie ist mit Ausnahme von Neuenburg und Appenzell-Außerrhoden in allen Kantonen vertreten.[3] Doch dieser Schein trügt.

Ein krasses Mißverhältnis

Um zu objektiven Schlüssen über die Bedeutung und den Einfluß der katholischen Zeitungen im Schweizer Pressekonzert zu gelangen, muß man nicht nur die Anzahl der katholischen Blätter in Betracht ziehen, sondern die Auflageziffern, d. h. die Streuung unter der Leserschaft. Auflagenmäßig figuriert nun aber die katholische Presse keineswegs in den vorderen Rängen. Erstens findet man unter den großen führenden Schweizer Blättern keine einzige katholische Zeitung, und zweitens steht die Gesamtauflage der katholischen Presse in einem krassen Mißverhältnis zum katholischen Bevölkerungsanteil. 40,4 % der schweizerischen Wohnbevölkerung sind katholisch, aber nur 15 % beträgt der Anteil der katholischen Presse an der Gesamtauflage der Schweizer Zeitungen! (Von total 2 Millionen Zeitungsexemplaren 301 000 Expl.) Entspräche der Anteil der katholischen Zeitungen an der Gesamtauflage dem katholischen Bevölkerungsanteil, so betrüge die Auflage der katholischen Zeitungen 880 000 Exemplare, wäre also dreimal höher als die heutige Auflage. Mit andern Worten: von drei Katholiken versagen zwei der katholischen Presse ihre Solidarität.[4] Man rechnet, daß jährlich mindestens 13 Millionen Franken aus katholischen Häusern in die Zeitungsverlage der nichtkatholischen Presse fließen. Es ist

ein schwacher Trost

zu wissen, daß der größere Teil dieses Geldes nicht der gegnerischen Presse zugutekommt, sondern neutralen Blättern.

Zwar hat diese Tatsache ihre positive Seite: die Rücksichtnahme auf die katholischen Abonnenten zwingt die neutrale Presse zu einer vorsichtig zurückhaltenden, gelegentlich sogar zu einer wohlwollenden Haltung gegenüber dem Katholizismus. Das ist schon viel! Es ist aber wenig, wenn man berücksichtigt, daß die neutralen Blätter dem katholischen Denken keinen effektiven Einfluß bei der Meinungsbildung einräumen. Auch heute noch nehmen die neutralen Zeitungen häufig in weltanschaulichen und ethischen Fragen gegen die katholischen Auffassungen Stellung, im allgemeinen allerdings nicht in pointierter Weise, unter Schonung der «katholischen Empfindlichkeit».[5]

Gerade in dieser geschäftlich bedingten Zurückhaltung liegt jedoch eine Gefahr: die Gefahr des weltanschaulichen Indifferentismus, der Verwässerung des Grundsätzlichen, der Verflachung des katholischen Bewußtseins. Es läßt sich nicht leichtweg beiseiteschieben, was Prof. Gedda, der Leiter der Katholischen Aktion Italiens, über diesen Punkt einmal gesagt hat: «Man glaubt, man sei unbeeinflußbar, bleibe objektiv. Man meint es. In den meisten Fällen ist es aber nicht so. Schließlich glaubt man eben doch an das, was man gelesen hat. Und wenn man etwas gelesen hat, das nicht von Gutem ist, dann wird auch das einem langsam, tropfenweise eingetrichtert.» Niemand und am allerwenigsten die halbwüchsigen Leseratten, die sich in unseren Familien täglich auf die Zeitung stürzen, können sich dem Einfluß der Tendenz, welcher ihr Blatt verpflichtet ist, auf die Dauer entziehen. Die Seelsorger von Zürich sagen uns, daß mindestens ein Drittel der Katholiken ihrer Stadt vom Glauben abgefallen sei und ein weiteres Drittel nur noch lau praktiziere, weil sie keine katholische Zeitung halten, sondern ein Blatt, das säkularisiertem Denken verpflichtet ist. Umgekehrt wird durch die Präsenz einer katholischen Zeitung und Zeitschrift der Einfluß der katholischen Grundsätze in der Familie täglich wirksam. Denn darin liegt die vornehmste

Aufgabe der katholischen Presse:

die katholischen Ideen auch außerhalb der Kirchenmauern zu verkünden und zur Geltung zu bringen, das Tagesgeschehen an den Maßstäben des Naturrechts und der christlichen Weltauffassung zu messen. Durch die tägliche Orientierung in christlicher Sicht arbeitet sie mit an der Verchristlichung des privaten und öffentlichen Lebens. Dr. Richard Gutzwiller hat einmal die Sendung der katholischen Presse klassisch umschrieben:

«Katholischer Journalismus stellt das Alltagsleben in den großen Zusammenhang, weist damit jede Einzelheit an den richtigen Platz im Gefüge des Ganzen, urteilt aus dem geschlossenen, großen Ordnungsbild und sieht die Dinge sub specie aeterni. Der katholische Journalist hat bei der Fahrt über die stürmische See dieser unruhigen Zeit einen untrüglichen Kompaß. Sieht am Straßenrand der Geschichte geheimnisvolle Wegweiser stehen. Kann darum sichere Urteile fällen. Er steht in den Dingen, kann aber zu ihrer Beurteilung einen Standort über den Dingen einnehmen. Er ist gewissermaßen die Verbindungslinie zwischen Kirche und Welt, zwischen dem Religiösen und dem Profanen, zwischen dem Heiligtum und der Straße. Er kann den Dienern am Heiligtum den Dienst leisten, daß sie den Kontakt mit der konkreten Wirklichkeit nicht verlieren, sondern die Verbindung mit dem Lebendigen bewahren und dann ins Lebendige sprechen und ins Lebendige wirken. Und er kann umgekehrt den Menschen im Gewühl der Straße immer wieder die Türme zeigen, die nach oben weisen, die Portale der Kirchen öffnen, die den Gehetzten aufnehmen und ihm wieder Ruhe und Sammlung geben. Er kann, mit einem Wort, den Alltag wieder in die Ewigkeit stellen, die Welt wieder in Gott hineinführen und ihr damit das Dringlichste geben, was sie braucht.»

Aus der Sendung und dem Auftrag des katholischen Journalismus ergeben sich für die praktische Pressearbeit gewisse

Konsequenzen und Folgerungen

die den Redaktor mit den geschäftlich-kaufmännischen Überlegungen des Verlegers und mit gewissen Zeitströmungen gelegentlich in Konflikt bringen. So erhält in der katholischen Zeitung das Papstwort einen besseren Platz als der Sportbericht und die Börsenmeldung, der christliche Kulturartikel mehr Raum als die Rubrik «Verbrechen». Die katholische Presse darf sich auch nicht klassenkämpferischen oder egoistischen Gruppeninteressen verschreiben. Sie darf nicht in seichter Unverbindlichkeit sich um ein klares Wort zur rechten Zeit herumdrücken. Sie darf nicht die hemmungslose Freiheit verkünden. Sie darf nicht geistige Modetorheiten mitmachen, nicht den Leuten nach dem Maul reden, nicht die Wahrheit um politischer, geschäftlicher oder persönlicher Vorteile willen verbiegen, nicht mit Sensationen Geschäfte machen. Sie muß, wie Pius XII. 1950 dem 3. Internationalen katholischen Pressekongreß nachdrücklich in Erinnerung gerufen hat, den Mut haben, jegliches Inserat und jegliche Werbung für Dinge und Ideen, die gegen Glauben und Anständigkeit gerichtet sind, aus ihren Spalten zu verbannen, auch wenn es große finanzielle Opfer kostet und zur Folge hat, daß gewisse Kreise nicht abonnieren.

[3] Die katholischen Zeitungen verteilen sich auf die einzelnen Kantone wie folgt: St. Gallen 12, Aargau 9, Luzern 8, Schwyz 7, Wallis 4, Graubünden 4, Tessin 4, Freiburg 3, Bern 3, Solothurn 2, Obwalden 2, Zürich 2, Appenzell I.-Rh. 2, Thurgau 2, sowie Genf, beide Basel, Waadt, Glarus, Schaffhausen, Nidwalden, Uri und Zug je 1. (Einzelne dieser Blätter sind nicht selbständige Zeitungen, sondern Kopfblätter.)

[4] Es sei vergleichsweise darauf hingewiesen, daß in Holland die katholische Presse mit 32 % Anteil an der Gesamtauflage an der Spitze steht, gefolgt von der neutralen (31 %) und der sozialistischen Presse (19 %). Zudem sind die beiden führenden Wochenzeitungen Hollands «De Linie» und «De Nieuwe Eeuw» katholischer Observanz.

[5] Im Inseratenteil der neutralen Presse ist von dieser Rücksichtnahme auf katholische Forderungen kaum etwas zu spüren. Gewisse Kino- und Wäschereklamen sind sehr ungeniert auf den Appell an die niedrigsten sexuellen Instinkte abgestimmt, von den Annoncen für «Sexualliteratur» und dergleichen ganz zu schweigen. Diese Kost wird von zahlreichen treu katholischen Eltern ihren Kindern täglich auf den Familientisch gelegt, als ob nichts dabei wäre.

Ideal und Wirklichkeit...

Die Praxis deckt sich allerdings mit dem Ideal hierzulande nicht immer. In einem doppelten Sinn: Das katholische Publikum versagt mehrheitlich der katholischen Presse die Treue und die katholische Presse der Schweiz läßt viel zu wünschen übrig. Das hat zu einem – gegenseitigen – Malaise und zu einer Stagnation geführt. Zwar wird man gerechterweise zugeben, daß einzelne katholische Tageszeitungen in den letzten Jahren beachtliche Anstrengungen unternommen haben, um den Anforderungen, die heute an ein Tagblatt gestellt werden, besser gerecht zu werden. Und ebenso wird der katholische Zeitungsmann zugeben, daß seit einigen Jahren in verschiedenen Städten und für verschiedene katholische Tageszeitungen Werbegruppen uneigennützig an der Arbeit sind, die Dank und Bewunderung verdienen. Aber trotz diesen vereinzelten Fortschritten ist, gesamthaft gesehen, die Situation der katholischen Presse und die Einstellung des katholischen Volkes zu ihr unbefriedigend. Das Malaise besteht – und mit ihm die Stagnation der katholischen Presse. Das kommt in der Feststellung zum Ausdruck, daß manche Blätter große Mühe haben, ihren Abonnentenstand und ihr Niveau zu halten, und daß die andern, die in den letzten Jahren ausgebaut und modernisiert worden sind, trotz intensiver Abonnentenwerbung ihre Auflageziffer nur schleppend steigern können.

Woran liegt es?

Eine gründliche Untersuchung und eine offene Antwort auf diese Frage ist die Voraussetzung künftiger Erfolge in der katholischen Pressearbeit. Wir kommen nicht darum herum, der Stagnation auf den Grund zu gehen, wenn wir sie überwinden wollen.

Und gerade daran fehlte es bis heute. Alle Beteiligten – oder fast alle – begnügen sich damit, festzustellen, daß die Situation unbefriedigend ist und jeder interessierte Teil ergeht sich in Kritik an den «andern». Redaktoren und Verleger beklagen sich – vielleicht mit Recht – über die Gleichgültigkeit und Ahnungslosigkeit, mit der führende geistliche und weltliche Kreise ihren Sorgen und Anliegen gegenüberstehen, sie beklagen sich, mit Recht, über den Mangel an Solidarität breiter katholischer Volkskreise gegenüber der katholischen Presse. Die Werber üben, oft mit Recht, Kritik an der Zurückhaltung der Zeitungsdruckereien und Verwaltungsräte, wenn es gilt, dem publizistischen, technischen und organisatorischen Fortschritt zum Durchbruch zu verhelfen. Und das Publikum? Es trägt durch rein negative Kritik nach Kräften dazu bei, die katholische Zeitung (das «Käsblatt») am Aufstieg zu hindern. Diese Kritik aller gegen alle verschafft zwar allen Beteiligten (oder Schuldigen) ein willkommenes Alibi. Aber diese Suche nach Sündenböcken hindert alle und jeden daran, zu der naheliegenden Feststellung zu gelangen, daß auf der ganzen Linie «gesündigt» wird und dass alle Beteiligten mit dem Sanierungswerk bei sich selber beginnen sollten. Selbst dann, wenn wir in der katholischen Pressearbeit einmal so weit sein werden, das einzusehen und daraus die Schlüsse zu ziehen, werden uns noch genug der Schwierigkeiten bleiben, die gemildert werden müssen, um der katholischen Presse den Durchbruch zu schweizerischer Geltung zu verschaffen und sie dem katholischen Volk unentbehrlich und lieb zu machen.

Strukturelle Hindernisse

Es soll später in einem zweiten Artikel versucht werden, die subjektiven Mängel aufzuzeigen, welche die katholische Presse an ihrer Entfaltung hindern. Dabei soll uns das Bemühen leiten, nicht nur die veralteten Methoden und die verfehlte Mentalität der Beteiligten darzulegen, sondern Wege zu zeigen, die unseres Erachtens zum Erfolg führen. Zuvor aber haben wir die objektiven, strukturellen Schwierigkeiten zu analysieren, denen sich unsere Gesinnungspresse gegenübersieht.

▶ Zunächst ist festzustellen, daß es heute jede Gesinnungspresse schwer hat, erfolgreich auf Eroberung auszugehen. Eine entschiedene Haltung, das Pochen auf die Prinzipien ist im Zeitalter der Ent-Ideologisierung nicht populär – auch in weiten katholischen Kreisen nicht! Es ist schwer, Konzessionen an den Zeitgeist und an den Publikumsgeschmack zu machen, ohne damit grundsätzliche, also unerlaubte Zugeständnisse zu verbinden. Hier den richtigen Weg und das rechte Maß zu finden, ist oft gleichbedeutend mit der Suche nach der Quadratur des Zirkels. Diese Schwierigkeit ist heute doppelt schwer zu meistern, weil die katholische Presse zwei oft kaum zu vereinbarende Funktionen erfüllen soll: Grundsätze kompromißlos zu verfechten und doch auch in die Peripherie hinaus zu wirken. Sie soll die Stimme der Kirche im weltlichen Raum sein und dabei eine Sprache reden, die geeignet ist, alle Kreise religiös zu aktivieren, die zwar für christliche Werte noch ansprechbar sind, aber kirchlichem Denken doch mehr oder weniger stark entfremdet sind. Unter ihnen gibt es «Auch-Katholiken», die bereit wären zu abonnieren, wenn die katholische Presse unbesehen Publikumskonzessionen machen könnte. Auf diese Kreise muß die katholische Presse verzichten, wenn sie nicht an ihrer Sendung Verrat begehen will; denn diese verlangen nicht nur, alle erlaubten Konzessionen zu machen, sondern eine Aktualität, einen Nervenkitzel und eine Sensation, welche die katholische Presse nicht bieten darf. Ebenso wenig kann sie jener andern Gruppe entsprechen, die ihr Kompromisse im Weltanschaulichen zumutet. Sie verlangt Unverbindlichkeit in religiösen und ethischen Dingen, weil ihre persönliche Lebensführung nicht übereinstimmt mit der kompromißlosen Haltung, welche die katholische Presse zu vertreten hat. Die katholische Presse ist für sie ein Störefried, den sie als lästig empfindet. Hier muß die beste Werbung und die modernste katholische Zeitung versagen.

▶ Dem Ausbau und der Modernisierung der katholischen Zeitungen sind im weiteren Grenzen geschäftlicher Art gesetzt. Gewiß ist die katholische Zeitung ein ideelles Unternehmen, sie kann aber einer soliden kaufmännischen Grundlage nicht entbehren. Sie ist ein Geschäft, das nicht mehr ausgeben als einnehmen kann. Dieses Faktum setzt dem Ausbau einer Zeitung mit relativ kleiner Auflage viel engere Grenzen als einer großen Zeitung. Aus zwei Gründen: zum ersten bezahlt nämlich der Abonnent nur einen Teil der Selbstkosten der Zeitung.[6] Der Rest muß durch die Einnahmen aus dem Inseraten- und dem Drucksachengeschäft finanziert werden. Und damit hängt der zweite Grund direkt zusammen: je kleiner die Auflage eines Blattes ist, desto weniger Inserate erhält es. So ist es heute für ein Blatt mit einer Auflage von weniger als 10 000 Exemplaren immer schwieriger, die «interessanten» Inseratenaufträge für die Markenartikel zu erhalten; da es sich gerade bei diesen meist um ganze Serien großflächiger und daher geldbringender Annoncen handelt, wirkt sich deren Ausfall besonders spürbar aus. Hinzu kommt, daß die katholische Tageszeitung jährlich auf Tausende von Franken verzichten muß, weil sie so und so viele Inseratenaufträge aus weltanschaulich-moralischen Gründen zurückzuweisen hat. Man darf auch nicht übersehen, daß infolge der zunehmenden Konkurrenzierung des Zeitungsinserates durch andere, neue Werbeträger und Reklamemittel der Anteil, der vom Reklamekuchen auf die Presse abfällt, ohnehin kleiner wird. Anderseits steigen die Kosten der

[6] Der durch die Abonnementseinnahmen gedeckte Teil der Selbstkosten ist bei den einzelnen Tageszeitungen unterschiedlich hoch. Er schwankt zwischen einem und zwei Dritteln. Es gibt katholische Tageszeitungen, die aus den Abonnements nur gerade das ungedruckte Zeitungspapier und die Zeitungstransporttaxe finanzieren können!

Zeitungsproduktion von Jahr zu Jahr, ohne daß die Erhöhung der Abonnementspreise damit Schritt halten kann. Unter diesen Umständen belastet jeder Ausbau des Textteiles einer mittleren oder kleinen Zeitung das Unternehmen sehr empfindlich. Es sind daher dem Ausbau ohne entsprechende Steigerung der Auflage relativ enge Grenzen gesetzt.

▶ Die Steigerung der Abonnentenzahlen und der Ausbau der katholischen Presse haben aber auch politische Grenzen. Der Föderalismus verbietet uns eine Zentralisation unseres Pressewesens, so vorteilhaft diese in mancher Hinsicht wäre. In den großen Staaten, vorab in den USA, in England und in der Sowjetunion, genießen Millionen und Abermillionen Leser tagtäglich die gleiche geistige Einheitskost. Sie wird dort in ein paar großen Redaktionen der Weltblätter von einigen wenigen bestimmt und zugerichtet. Bei uns hingegen hat fast jedes Tal seine eigene Art, die Dinge zu sehen, und diese Eigenart schlägt sich in der Lokal- und Regionalpresse nieder. In der Erhaltung und Fruchtbarmachung solcher Eigenart, in der Förderung der regionalen kulturellen Werte liegt der Sinn und die Sendung unserer Landpresse. In dem Maße, in welchem sie dieser Aufgabe gerecht wird, leistet sie der typisch schweizerischen Art der Willensbildung einen unentbehrlichen Dienst. Gerade die Lokalblätter haben eine wichtige staatspolitische Doppelfunktion: sie sind Kontaktstelle zwischen Volk und Behörden, Sender und Empfänger nach beiden Richtungen, nach oben und nach unten zugleich Gebender und Nehmender, Informator und Meinungsträger. Im föderalistischen Aufbau unseres Pressewesens liegt ein Garant dafür, daß unser Volk auch weiterhin der Überschwemmung durch große, vermassende Meinungstrusts nicht erliegt.

Aber man kann das beste und gesundeste Prinzip durch Übertreibung ad absurdum führen. In der Schweizer Presse im allgemeinen und in der katholischen im besonderen ist manchenorts der Föderalismus bis zum übermarchenden Partikularismus getrieben worden.[7] Eine schrittweise und behutsame Rückbildung auf das gesunde, bekömmliche Maß drängt sich auf, wenn wir nicht das Opfer einer unsinnigen und, im ganzen, wenig ergiebigen Kräftezersplitterung werden wollen.

Gewiß ist uns jede geistige Zentralisierung zuwider, auch in der Presse. Daher sind auch der Lösung mit dem Kopfblattsystem in unserem Lande Grenzen gesetzt. Die Erfahrung hat erwiesen, daß man z. B. nicht mit Aussicht auf dauernden Erfolg über die ganze deutsche Schweiz hinweg nach dem Kopfblattsystem zentralisieren kann. Es geht uns wider den Strich, wenn etwa dem Glarner Bauern, dem Muotathaler Bergler, dem Zürcher Diaspora- und dem Basler «Asphalt»-Katholik, dem Oltener Eisenbähnler und dem Entlebucher Schädel die genau gleiche Kost in genau gleicher Zubereitung serviert werden will. Nein, die Presse muß in der Sprache des Lesers geschrieben sein. Dessen Eigenart variiert von Basel bis Luzern und von Rorschach bis Bern, aber auch von Neuchâtel bis Fribourg und von Sion bis Genève glücklicherweise sehr stark. Dieser psychologischen Tatsache, die zugleich ein staatspolitisches Plus ist, müssen wir auch in der Pressearbeit Rechnung tragen. Unsere Presse muß die Art ihres spezifischen Leserkreises, die Dinge zu sehen, berücksichtigen und widerspiegeln.

Kurz: man kann zuviel zentralisieren und vereinfachen, man kann aber auch die Aufsplitterung bis zur sinnlosen Kräftevergeudung übertreiben. Heute ist es doch so, daß die vielen katholischen Blätter einander förmlich im Wege stehen, so daß sich keines zu wirklicher Prosperität und Bedeutung entfalten kann. Dabei gäbe es, meinen wir, auch in dieser gewiß nicht leichten Frage des Nebeneinanders Wege, die vorwärts hülfen. Es sind die Wege der Zusammenarbeit und der gegenseitigen Förderung einerseits und es ist anderseits der Mut zum Zusammenschluß und zur Konzentration überall dort, wo keine ernsthaften politischen Gründe dagegen und alle Vernunftgründe dafür sprechen. Warum – beispielsweise –, wie es oft geschehen ist, serbelnde kleine Zeitungen durch chronische Geldeinspritzungen in ihrer überalteten Gestalt durchhalten, statt sie auf den ihnen angemessenen Umfang eines Wochenblattes reduzieren? Oft vermöchte nämlich ein Wochenblatt dem effektiven Bedürfnis und den zur Verfügung stehenden finanziellen und technischen Möglichkeiten besser zu entsprechen! Zudem böten derartige Reduktionen auf das gesunde Maß einen doppelten Vorteil: erstens könnten auf diese Weise die Zeitungsunternehmen aus Defizitbuden wieder in rentable Geschäfte umgewandelt werden und zweitens könnte dann die Werbung für die regionale katholische Tages-Zeitung intensiviert werden. Arbeitsteilung also – statt kräfteverzehrende, unnatürliche Konkurrenzierung!

Wo derartige Lösungen des Verhältnisses zwischen Tageszeitung und Bezirkspresse nicht in Frage kommen, ist eine Sanierung durch intensivere Gemeinschaftsarbeit, vor allem auf regionaler Ebene, geboten. Ich denke an eine gewisse Zentralisierung des allgemeinen Teils mehrerer Tageszeitungen, die indessen nach dem Kopfblattsystem ihre eigene Lokalredaktion und ihren eigenen Lokalteil beibehalten würden. Dadurch können unnötige Doppelspurigkeiten vermieden und Energien freigemacht werden; jeder Redaktor kann sich auf seine ureigene Aufgabe konzentrieren: der politische und der Auslandredaktor auf ihre Ressorts allein, der Lokalredaktor auf die Lokalredaktion allein. Ich weiß, daß ich damit nichts Revolutionäres predige, sondern daß Anfänge in dieser Richtung gemacht sind. Wo sie nicht befriedigen, fehlt es nachweisbar nicht am System, nicht an der Idee, sondern an der Zusammenarbeit der Druckereien und der Redaktoren. Wichtig scheint mir, daß dieser Weg auch dort beschritten wird, wo man sich bisher mit dem Weiterwursteln im gewohnten Stil zufrieden gab. Und wesentlich ist, daß Lösungen mittels Kopfblattsystem immer innerhalb des natürlichen regionalen Raumes eines Kantons oder eines Landesteils gesucht werden, eines Raumes also, der ein geschlossenes Ganzes darstellt.

Zusammenfassend

halten wir fest: es stehen der Expansion der katholischen Presse nebst gewissen grundsätzlich-weltanschaulichen Hemmnissen und kaufmännischen Schwierigkeiten objektive Hindernisse im Weg, die in der staats- und pressepolitischen Struktur des Landes gründen. Man kann sie nicht beseitigen, wohl aber abbauen und mildern durch bessere Zusammenarbeit und Koordination. Nicht weniger wichtig ist die Beseitigung der Schwierigkeiten, die aus veralteten Vorstellungen und Methoden resultieren. Davon in einer zweiten Betrachtung!

Dr. Hans Wili

[7] Besonders kraß liegen diesbezüglich die Verhältnisse im Kanton St. Gallen, wo zurzeit neben zahlreichen wöchentlich mehrmals erscheinenden Bezirksblättern acht (!) Tageszeitungen erscheinen, von denen drei erst noch Kopfblätter führen. Vier von diesen acht Tagblättern sind katholischer Richtung, und sie erscheinen erst noch alle auf der Achse Rorschach–St. Gallen–Goßau–Wil, d. h. auf einer Linie, deren Endpunkte bloß 40 Straßenkilometer auseinanderliegen. Im ganzen südlichen Kantonsteil, der kulturell und wirtschaftlich ein ausgeprägtes Eigenleben führt, erscheint dafür keine einzige Tageszeitung.

Der Pyrrhus-Sieg in Kerala

Kerala, der kleine Staat an der Südwestküste Indiens, hat nun zweimal in drei Jahren Geschichte gemacht. Kerala war das einzige Land der Welt, in dem die Kommunisten mit rein demokratischen Mitteln zur Macht kamen. Und es war abermals Kerala, wo der Kommunismus am 1. Februar 1960 mit rein demokratischen Mitteln wieder gestürzt wurde ... das erste und einzige Mal in der Geschichte des Weltkommunismus. Kein Wunder, daß man dieses große Experiment des Kommunismus in der ganzen Welt mit Spannung verfolgte, zumal wohl jeder ahnte, daß das kleine Kerala nur einen Probefall für den riesigen indischen Subkontinent darstellte. Der Sieg des 1. Februar ist in ganz Indien und darüber hinaus als Sieg der demokratischen Mächte gefeiert worden. Sicher, es war ein herrlicher Sieg, aber es war ein Pyrrhussieg! So will es dem objektiven Beobachter scheinen. Und das große Experiment Kerala ist damit nicht zu Ende, sondern nur erst in seine entscheidendste Phase getreten. Wenn es mißglückt, könnte es sehr wohl mit einem endgültigen Sieg der roten Idee im Jahre 1965 enden ...

Kerala

Kerala ist eine Summe von Superlativen, die sich drohend gegeneinander erheben und etwas von den Spannungen widerspiegeln, die heute über weiten Flächen des asiatischen Raumes wetterleuchten.

Kerala ist der kleinste Bundesstaat der Indischen Union, hat aber die größte Bevölkerungsdichte Indiens mit einem Durchschnitt von 1100 Einwohnern auf die Quadratmeile. Kerala gehört damit zu den am dichtesten bevölkerten Gebieten der Erde. Und was wir hier vor uns haben, ist nicht ein Industriegebiet, sondern ein bäuerliches Menschendickicht, bei dem sich hinter der erschreckend hohen Zahl von 1100 Menschen auf die Quadratmeile das wahre Problem erst verbirgt: der schmale fruchtbare Küstenstreifen von kaum 4000 Quadratmeilen ist von 10 Millionen Menschen bewohnt, die alle von diesem Boden leben wollen. Die Volkswissenschaftler haben berechnet, daß eine Quadratmeile bei intensiver Bewirtschaftung 750 Menschen ernähren könnte, hier aber wollen nicht weniger als 2500 Menschen davon leben! Es ist ein fleißiger und intelligenter Menschenschlag, der an harte Arbeit gewöhnt ist; was sie aber dem Lande und dem Meere abringen, entspricht nur 200 Rs = 180 Fr. pro Kopf, und das ist nicht das Monats-, sondern das Jahreseinkommen! Kerala ist darum auch das Land mit dem höchsten Bevölkerungsdruck des ganzen indischen Subkontinents: auf den Kopf kommen 0,12 ha nutzbaren Landes. Der Besucher, der zum ersten Male den paradiesischen Küstenstreifen von Norden nach Süden durchquert, kommt aus dem Staunen nicht heraus: er fährt durch ein einziges riesengroßes Dorf, dessen Häuser und Hütten kein Ende mehr nehmen, und das von braunen halbnackten und nackten Kindern nur so wimmelt.

Kerala hat auch die höchste Fruchtbarkeitsquote in ganz Indien. Diese Millionen, die heute schon nichts mehr zu essen haben, wachsen noch sehr rasch an. Bei der letzten Volkszählung hatte das kleine Land 12 Millionen, heute dürfte es 16 haben, diejenigen nicht mitgerechnet, die ausgewandert sind und sich über ganz Indien ausgebreitet haben. Dieses paradiesische Land weist darum auch die höchste Arbeitslosigkeit und Unterernährung in Indien auf.

Es ist ein intelligentes Volk, das da wohnt, und es hat bei weitem den höchsten Bildungsstand in ganz Indien. Das ganze Land ist von einem Netz höherer Bildungsanstalten überzogen. Es kann aber diese hochgezüchtete Intelligenz nicht absorbieren, da fast jede Industrie fehlt. So mischt sich das Arbeiterproletariat mit dem intellektuellen Proletariat, das nach langen Jahren des Darbens und Lernens trotz aller Universitätsgrade nun doch wieder auf der Straße liegt.

Bei meinem ersten Besuch in Kerala war ich etwas erstaunt,

zum Beispiel in einem der im Schlamme pflügenden Reisbauern, der nur mit einem Lendentuch bekleidet war, einen Rechtsanwalt zu erkennen. Er besitzt ein kleines Stückchen Reisland, das durch die vielen Erbteilungen so klein geworden ist, daß er nicht mehr davon leben kann. So muß er sich in dem fast 2000 km entfernten Bombay eine Existenz als Rechtsanwalt aufbauen, und kehrt in den Ferien heim, seinen Acker zu bebauen, weil er ihn sonst verliert.

Kerala ist endlich das Land, das den höchsten Prozentsatz an Christen in Indien besitzt. Während sich die Christen in den weiten Gebieten des Nordens unter den Millionenmassen der andern völlig verlieren und dort oft nicht einmal im Durchschnitt $^1/_2$% ausmachen, machen sie hier im Gesamtland 25% aus, und im Herzen des Landes, wo sie in geschlossenen Räumen siedeln, bis zu 80%. Es ist für jeden Reisenden eine ganz unerwartete Überraschung, wenn er aus den sonnenverbrannten Räumen Tamilnads mit seinen gewaltigen Hindutempeln in das ewig grüne Kerala hinabsteigt, wo sich die gotischen Kirchen und Wallfahrtskapellen inmitten der Palmenwälder in den Wassern spiegeln, eine nach der andern. – Dieses christlichste Land Indiens war auch das erste Land Indiens, das kommunistisch wurde.

Das ist Kerala ... das paradiesisch schönste ist auch das problemreichste Land Indiens. Es ist aber auch das Land, das mit der größten politischen Wachheit verzweifelt um seine Probleme ringt. Die letzte Wahl brachte eine Wahlbeteiligung von 85%, die höchste Wahlbeteiligung, die wohl je in einem rein demokratischen Lande erzielt wurde. In manchen Bezirken war sie 97%, nirgends weniger als 68%! In den Wochen vor der entscheidenden Wahl glich Kerala einem wimmelnden Ameisenhaufen, den der Stiefel eines Gewaltigen aufgewühlt hatte, und wo nun alles durcheinander lief, um zu retten was zu retten war.

Und wer wird seine Probleme lösen?

Das ist Kerala und das sind seine Probleme ... Verzweifelte Probleme der unterentwickelten Länder, die in diesem kleinen Lande konzentriert sind. Kerala ist ein Pulverfaß, an das man nur ein Streichholz zu halten brauchte, um den ganzen indischen Eckpfeiler der Demokratie in Südostasien in die Luft zu sprengen. Die Kommunisten waren auf dem Wege, das zu tun ...

Die demokratischen Mächte waren als die ersten daran gegangen, die Probleme Keralas zu lösen. Zuerst der Kongreß, die herrschende Regierungspartei Indiens; sie hat in Kerala kläglich versagt. Es folgten die Praja Sozialisten (PSP) und die Zeit der Koalitionsregierungen, die einander ablösten und das Land schließlich an den Rand des Untergangs brachten. Dann kam das Jahr 1957 und mit ihm der gewaltige Rutsch nach links: die Kommunisten wurden von den verzweifelten Massen zur Macht gewählt, da sie versprachen, den Hungernden endlich zu helfen. Leider wurde es den enttäuschten Millionen Keralas nur zu bald klar, daß sie den Teufel durch Beelzebub ausgetrieben hatten. Es begann der Befreiungskampf um Kerala, geführt mit den von Mahatma Gandhi der Nation hinterlassenen Methoden der «Gewaltlosigkeit». Er legte schließlich die ganze Staatsmaschinerie in Kerala lahm und zwang die Zentralregierung zum Einschreiten. Damit war die rote Herrschaft nach 848 Tagen wieder zu Ende. Fünfzehn unschuldige Opfer, heute als Märtyrer gefeiert, waren in diesem Befreiungskampf von der roten Polizei erschossen worden; zwölf wurden in politischen Zusammenstößen ermordet; 178 000 wurden von der kommunistischen Polizei für kürzere oder längere Zeit verhaftet, darunter 56 000 Frauen. Wer je Kerala in diesem Befreiungskampf gesehen hat, wurde sehr bald gewahr, daß es

hier nicht mehr um politische Alltagsstreitereien ging, sondern daß hier mit äußerster Verbissenheit um Letztes gerungen wurde. Mit der dramatischen Absetzung der rechtmäßig gewählten kommunistischen Regierung durch die Zentralregierung kam Kerala unter die unmittelbare Herrschaft des indischen Staatspräsidenten. Endlich fand am 1. Februar die Neuwahl der Landesregierung statt. Es war mehr als eine Wahl: es war der vom Volke selbst erbrachte, unwiderlegbare Beweis, wer nun eigentlich im Recht war: die rechtmäßig gewählte kommunistische Regierung oder die Massen, die sich gegen sie erhoben hatten; die Zentralregierung, die die Landesregierung absetzte oder die Landesregierung, die sich auf die Konstitution berief und gegen diesen Übergriff protestierte. Es ging letzten Endes um Demokratie oder Kommunismus für Kerala – und nicht nur für Kerala ...!

Der Pyrrhus-Sieg

Der Wahlsieg brachte der antikommunistischen Front einen eindrucksvollen Sieg. In dem 126 Sitze zählenden Parlament erhielten: der Kongreß 63 Stimmen (mit einer Stimme mehr hätte er allein die absolute Mehrheit gehabt), die Praja Sozialisten (PSP)20, die Muslim League 11; die antikommunistische Front somit 94 von 126 Sitzen! Die Kommunisten erhielten nur 29 Sitze, 3 Splitterparteien nur je einen Sitz. Dieses Ergebnis war sicher ein Erfolg der antikommunistischen Kräfte und wurde als solcher im ganzen Land und darüber hinaus gefeiert. Es war der Lohn für alle, die für die gute Sache gelitten und gestritten hatten und ist ein heller Stern, der in eine bessere Zukunft weist. Trotzdem wäre jede falsche Selbstgefälligkeit und Selbstzufriedenheit völlig fehl am Platze und würde nur eine sehr gefährliche Selbsttäuschung darstellen.

Eine einfache Analyse des Wahlsieges der antikommunistischen Front zeigt einige Seiten, die höchst beunruhigend sind. Es ist wahr: die Kommunisten haben beträchtlich an Sitzen verloren und sind von 65 Sitzen (die ihnen die absolute Mehrheit sicherten) auf 29 reduziert worden. Zur gleichen Zeit aber haben sie auch erheblich an Stimmen gewonnen! Sie haben heute mehr Stimmen als je zuvor! Was der antikommunistischen Front den Sieg einbrachte, war der Zusammenschluß der Parteien (Kongreß, PSP, Muslim League), die diesmal nicht ihre Sitze und damit ihre Chancen durch Zersplitterung verschleuderten. Ein anderer Faktor war die hohe Wahlbeteiligung der antikommunistischen Bevölkerungsteile, vor allem der Frauen, etwas ganz Ungewohntes in diesem Lande. Viele waren aufgewacht, die das letzte Mal geschlafen hatten. Der kommunistische Block selbst aber blieb unangetastet und ist heute stärker als je zuvor. Weder die kommunistische Gewaltherrschaft und Mißregierung, noch der verzweifelte Befreiungskampf und das Eingreifen der Zentralregierung und die in ganz Indien steigende Stimmung gegen das aggressive kommunistische China haben daran etwas geändert. Der erhoffte und prophezeite Massenabfall von der Kommunistischen Partei (nach Absetzung der roten Regierung) blieb völlig aus. Die Kommunisten haben weder merkliche Verluste erlitten, noch an Achtung verloren. Im Gegenteil! Im Jahre 1957 hatten sie nur 2,3 Millionen der Stimmen bekommen und viele davon waren nur als Protest gegen die Mißwirtschaft der anderen Parteien zu verstehen. Heute – drei Jahre später, unmittelbar nach dem großen kommunistischen Experiment – ist ihre Zahl um eine Million hinaufgeschnellt! Man kann heute mit Sicherheit sagen, daß die Kommunisten in Kerala einen festen Block von 3–3,5 Millionen Wählern besitzen, die bewußt und frei sich für den Kommunismus entschieden haben: für seine Führer, seine Ideologie, sein Programm. Das sind genau 43% der Wählerstimmen und das kommt schon bedenklich nahe an die Hälfte heran! Der Zuwachs an kommunistischen Wählerstimmen, obwohl an sich nicht sehr groß (2½%), bedeutet das Fünffache des dem antikommunistischen Block zukommenden Erfolges (½%). Die Kommunistische Partei Keralas ist die bestorganisierte des Landes.

Ausländische Blätter haben den Sieg der antikommunistischen Front als «Sieg der Demokratie» beschrieben oder ihn als durch außenpolitische Motive bedingt dargestellt (die Drohung Chinas von Norden, den Besuch Eisenhowers etc.). Derartige Deutungsversuche schießen am Ziel vorbei. Die chinesische Drohung ist für den einfachen Mann in Kerala weiter entfernt als die Unruhen in Algier oder Syrien für den mitteleuropäischen Zeitungsleser. Die Kommunisten Keralas haben auch kein Verlangen nach Ideen, weder nach den Theorien eines Karl Marx noch nach abstrakten demokratischen Leitbildern; sie fühlen aber sehr wohl den Hunger ihres knurrenden Magens. Und hier liegt das Geheimnis des Sieges für den Kommunismus in Kerala: Ein Drittel der Gesamtbevölkerung des schrecklich übervölkerten und unterernährten Landes gehört den Ezhavas (niedrigste Hindukaste) und den Harijans (Ausgestoßene und Kastenlose) an. Sie sind Habenichtse, die froh wären, wenn sie sich einmal am Tag satt essen könnten. Fast automatisch würden sie dann aufhören, Kommunisten zu sein. Solange sie das aber nicht können, bleiben sie Kommunisten, weil sie im Kommunismus bisher den einzigen Anwalt fanden, der sich ihrer effektiv annahm. Das intellektuelle Proletariat, das sich in der gleichen verzweifelten Situation befindet, gibt dem Arbeiterproletariat die Führer (sehr fähige!) und die kommunistischen Ideen.

Die letzten drei Jahre unter der Herrschaft der Kommunisten und dem nachfolgenden Befreiungskampf haben in Kerala klare Fronten geschaffen. Erstmalig in der Geschichte dieses tausendfach zersplitterten Landes haben sich schließlich fast alle antikommunistischen Parteien zu einer Front zusammengeschlossen, die eine Reihe von Splitterparteien in sich aufnahm. Ihr steht die Front der Kommunisten gegenüber. Der entscheidende Punkt, von dem die ganze zukünftige Strategie zur Überwindung des Kommunismus auszugehen hat, ist der folgende: die antikommunistische Front setzt sich fast ganz aus den mittleren und oberen Klassen der Gesellschaft zusammen, während der Block der tiefsten Hindukasten und der sozial Ausgestoßenen und Niedergetretenen fast geschlossen für den «atheistischen» Kommunismus wählt.

1957 hatten die Kommunisten nur 60% der tiefsten Schichten der Hindugesellschaft (Ezhavas und Harijans), dazu aber noch einen Gutteil der Nairs (Hindu-Mittelklasse), die sich von den Christen bedroht fühlten, und eine Reihe der sozial tiefstehenden Schichten der Mohammedaner und Christen (wie Fischer und Landarbeiter).

1960 hat sich das Bild völlig geklärt: die Kommunisten haben heute 90% der verelendeten Hinduschichten, und desgleichen einen viel höheren Prozentsatz als je zuvor von den sozial tiefstehenden Mohammedanern und Christen.

Die Nair-Mittelklasse hat zur antikommunistischen Front hinübergewechselt. Mit einem Wort: fast die gesamte untere Schicht der Bevölkerung Keralas ist heute kommunistisch. Und sie ist es aus Überzeugung – einer Überzeugung, die sich nicht auf die Theorien des dialektischen Materialismus stützt, sondern auf den Glauben, daß ihnen in ihrer Nacht kein anderer Stern mehr leuchtet als der rote ...

Hinduismus, Islam, Christentum haben ihre kommunistischen Brüder und Schwestern im Namen der Religion beschworen, doch vom gottlosen Kommunismus zu lassen und zur Hürde zurückzukehren. Es war vergeblich. Die Wahl hat klar gezeigt, daß alle religiösen und selbst politischen Motive (wie die Bedrohung durch das kommunistische China) versagen, wenn es um die elementaren Forderungen der Natur geht.

Auf der ganzen Linie war nur eine einzige Ausnahme festzustellen – und das war die katholische Kirche! Die katholischen Christen, auch die ärmsten, auch jene, die 1957 noch auf der Seite der Kommunisten gestanden hatten, wandten sich zum allergrößten Teil mit verzweifelter Entschlossenheit gegen

den Kommunismus. Die meisten der erschossenen Opfer des roten Terrors waren katholische Fischer, die zu den Ärmsten der Armen gehören.

Die Faktoren, die hier in der Kerala-Schlacht zu Tage traten, sind von hoher Bedeutung für die weittragende Frage: Wie weit werden die uralten vielgerühmten Menschheitskulturen Asiens dem gottlosen materialistischen Kommunismus widerstehen können? – Eine Frage, die an sich durch das Experiment in China schon weitgehend gelöst ist. Die katholische Kirche wurde auch in Kerala wiederum als die große Gegenspielerin des Kommunismus sichtbar. Es wäre denkbar, daß sich diese zwei Mächte einmal im Endkampf um die Welt als die letzten gegenüberstehen werden, nachdem die andern alle ausgeschieden sind.

Die erste Phase des großen Experimentes in Kerala ist vorüber. Die zweite Phase wird nun folgen. Sie muß ein großzügiges soziales Aufbauprogramm bringen und es durchführen. Keralas soziales Gefüge gleicht nicht – wie sonst in der Welt – einer Pyramide, bei der die unteren Schichten die breite Grundfläche darstellen, über die sich die höheren Schichten aufbauen. Da die Grenzen zwischen Land und Stadt ineinander fließen, ist die untere Schicht in Kerala zahlenmäßig fast genau so stark wie die mittleren und oberen Klassen. Mit anderen Worten: Keralas soziales Gefüge gleicht einem zweistöckigen Hause. Nach dem Pyrrhus-Wahlsieg im Februar ist es klar, daß der ganze untere Stock von den Kommunisten bewohnt ist, während der zweite Stock den Mittelklassen gehört. Es ist nur die Frage: wie lange noch? Ohne eine gründliche soziale Reform, die einer sozialen Revolution gleichkommt, wird auch der letzte glänzende Sieg der antikommunistischen Front die Situation nicht retten. Und man könnte sich ohne viel Phantasie vorstellen, daß vielleicht 1965 die rote Fahne auf dem Dach des ganzen Hauses weht. Leider kann das kleine Land, das nichts anderes zu verteilen hat als seine Armut, diese Reform aus eigenen Kräften unmöglich leisten. Ohne wirksame Hilfe von außen ist kaum auf einen Endsieg der demokratischen Mächte zu hoffen. Wie dem auch sei: wenn dem ersten Sieg nicht der zweite folgt, ist Kerala trotzdem verloren und vielleicht Indien mit ihm. Und ein rotes Indien könnte auch das Ende des Abendlandes bedeuten ...

E. Zeitler SVD, Poona, Indien

Die Haltung des Christen zum Kommunisten

Anläßlich des Pariser Besuchs Chruschtschews veröffentlichte die Zeitschrift «Etudes» (März) der französischen Jesuiten einen Artikel, der sowohl grundsätzlich wie de facto interessant ist. Wir geben ihn in seinen entscheidenden Abschnitten wieder.

Zuerst wird auf die Weihnachtsbotschaft (1959) des Heiligen Vaters verwiesen, in der dieser sagte, daß die Kirche alle Initiativen wohlwollend betrachtet, die helfen können, der Menschheit neue Trauer, ein neues Blutbad und neue, unberechenbare Zerstörungen zu ersparen. General de Gaulle handle daher menschlich und «die Christen können darin nichts auszusetzen haben, ganz im Gegenteil». Dieser Versuch, den heißen Krieg zu vermeiden und den kalten aufzutauen, sei an sich menschlich und gut. Man sage, daß man bei allen Dingen das Ende betrachten müsse. Aber man muß auch das Ding betrachten. «Ein Moralist wird erklären, daß die Absichten desjenigen, der handelt, die ‚objektive Moralität' nicht ändere, d. h. die Güte oder die Bösartigkeit eines Aktes; sie ändern die ‚subjektive Moralität'. So wird ein aus Stolz ausgeführter Wohltätigkeitsakt sündhaft, was aber nicht verhindert, daß dieser selbe Akt an sich eine Wohltat bleibt und daher objektiv gut ist. Der heilige Paulus bedauerte, daß manchmal Christus aus Eifersucht und Stolz gepredigt wurde, er bedauerte aber nicht, daß Christus gepredigt wurde.»

«Man muß sich hier hüten gegen die Versuchung eines allzu buchstäblichen Antikommunismus; er würde zu Irrtümern führen, die denen zu vergleichen sind, die die Kirche in der ‚Situationsethik' verurteilt hat ...» Eine zu kindliche Ehrfurcht darf uns auch nicht zu einer allzu servilen Opposition zur marxistischen Dialektik führen. Man denkt: wenn man eine Konzession macht, ist man verloren; wenn man den Finger in das Räderwerk steckt, werde der ganze Körper – und die Seele – folgen. Das ist wahr in bezug auf Kompromisse in der Doktrin, aber das ist nicht wahr im Bereich der Aktion. Beim Marxisten, wie bei jedem Menschen, kann es objektiv gute Aktionen geben, die dem Christen die Möglichkeit einer «Kollaboration» bieten, falls in einem konkreten Fall eine wirkliche Übereinstimmung der Ansichten besteht oder doch eine parallele Aktion möglich ist. Wenn also die Suche nach dem Frieden, so gut sie an sich ist, durch den Marxisten für seinen ideologischen Kampf benutzt werden kann und wird, haben wir trotzdem die Pflicht, den Frieden zu schätzen und zu suchen, indem wir ihm unsrerseits seine tiefe und christliche Bedeutung geben. Man versteht daher die sehr klaren Empfehlungen des Kardinals Feltin:

«Wenn die Aussicht auf die nächsten Besuche einiger Staatschefs in gewissen Gruppen Unruhen und Verwirrung hervorrufen, so haben wir als Priester die Pflicht, uns jeder Teilnahme zu enthalten. Die Stellung der Kirche ist klar. Seit mehreren Jahren hat sie den Kommunismus formell verurteilt und sie wünscht, daß man für die ‚Schweigende Kirche' betet. Aber diese beiden Entscheidungen dürfen niemals mit den Haltungen der politischen Parteien vermengt werden. Die Parteien dürfen sich nicht der Kirche bedienen und die Kirche behält sich das Recht vor, Gebete für die Verfolgten vorzuschlagen.»

Es ist indessen normal, daß dieser Besuch für die Christen eine Quelle des Mißbehagens ist. «Wir können in der Tat Budapest und unsere ungarischen Brüder nicht vergessen, wobei wir im übrigen uns auch nicht verbergen, daß Pius XII. im selben Augenblick, in dem er die Entrüstung der christlichen Welt über die Unterdrückung eines Volkes zum Ausdruck brachte, auch in Worten, die vielleicht damals zu energisch schienen, gegen das Suez-Unternehmen protestierte. Wir können noch weniger von der Gegenwart absehen. Und die Gegenwart ist die hinter dem Eisernen Vorhang zum Schweigen verurteilte Kirche, während die antireligiöse Propaganda jede Freiheit genießt. Herr Chruschtschew ist nicht nur der Chef eines großen Staates ... er ist auch der Vertreter einer Art Gegen-Kirche, deren Parallele zu der katholischen Kirche und deren Opposition zu ihr befremden ... Es handelt sich also um die Begegnung mit einem System, das wir als Ganzes nur verurteilen können, und mit einem Mann, der sich auf das Einfachste, auf das Menschlichste der Welt vorstellen wird. Die Haltung, die wir einnehmen müssen, ist nicht ohne Analogie zu derjenigen, die sich uns jeden Tag bei der Begegnung mit den militanten Kommunisten aufdrängt. Es genügt, einige Zeit in einer Arbeiter-Gemeinde gelebt zu haben, um sich davon Rechenschaft zu geben». Msgr. Guerry schrieb:

«Es geht keineswegs darum, die Aufopferung, die Generosität, die menschlichen Werte gewisser Kommunisten zu verkennen, auch nicht die guten, nachbarlichen Beziehungen oder die Freundschaften zu verurteilen, die sich durch das normale Spiel des Lebens ergeben, sei es nun im Wohnviertel oder in der Fabrik.»

Schwieriger wird das Problem im vorliegenden Fall, in dem es sich um die Führer und den augenblicklichen Chef des Kommunismus handelt.

«Diese aber», fährt Monsignore Guerry fort, «verfolgen die in diesem Bereich durch ihre Gründer festgelegte Linie, ohne jemals von ihr abzuweichen: die progressive Unterdrückung der katholischen Kirche.»

«Wir werden also in ihm den Menschen anerkennen und gleichzeitig das System, das er verkörpert, radikal ablehnen. Den Menschen respektieren, ihn nicht in seinem individuellen Mysterium richten, sich aber nichtsdestoweniger dem Irrtum, den er vertritt, mit aller Entschiedenheit widersetzen... Sicher ein schwieriges Verhalten, bei dem man leicht ausgleiten kann, aber die Lebenswahrheit ist gewöhnlich nicht in der Leichtigkeit oder der Vereinfachung enthalten, sondern sie erfordert ein ständiges Ringen.»

Es wird dann von den Erfolgen der sowjetischen Wissenschaftler und Techniker gesprochen, von der Entwicklung großer neuer Industriestädte und all den andern nicht zu leugnenden großen Arbeiten und Werken. Dann wird fortgefahren:

«Das führt uns zurück zur Frage der Beziehung der Religion zum Gedeihen des Volkes... Das Hauptziel der Religion – man muß es nachdrücklich wiederholen – ist nicht das Gedeihen in dieser Welt, es ist vor allem eine HOFFNUNG, die diese Welt übersteigt: was dient es dem Menschen, die ganze Welt zu gewinnen? Trotzdem ist das gegenwärtige Wirken nicht ohne Beziehung zur authentischsten Religion. Diese

kann eine Flucht, eine Gleichgültigkeit im Hinblick auf den Beruf des Menschen, selbst in seinem bescheidensten Aspekt, nicht zulassen und wir empfinden mit gutem Recht das dringende Bedürfnis einer ‚Theologie der irdischen Realitäten'. Das Interesse, manchmal sogar die Begeisterung, die die Werke von P. Teilhard de Chardin hervorgerufen haben, sind dafür ein Zeichen, und dieses Zeichen hat sich schon mehr als einmal als wirksam erwiesen auf durch den marxistischen Kult der Wissenschaft und der Technik in Versuchung geratene Menschen. Es handelt sich für uns Christen nicht nur darum, uns auf das Prestige von gewissen Wissenschaftlern, die überzeugte Christen waren, zu berufen. Es handelt sich darum, den christlichen Sinn der Aktion in der Welt, den Sinn der Caritas darzulegen, denn alle diese menschliche Arbeit ist im Grunde genommen ein Werk der gegenseitigen Hilfe, der Caritas, und dies nicht nur um zu heilen, sondern um ‚zuvorzukommen' und um die Schmerzen zu unterdrücken.»

Hans Schwann

NEUERSCHEINUNGEN FRÜHJAHR 1960

JOSEF MARIA REUSS

OPFERMAHL—MITTE DES CHRISTSEINS

Eine pastoraltheologische Untersuchung zur Meßfeier.
Ca. 136 Seiten. Leinen ca. DM 8.40

Man darf dieses in vielen Jahren persönlicher Praxis gereifte Werk des Mainzer Weihbischofs und Seminarregens Josef Maria Reuß mit Recht einen besonders wertvollen Beitrag zum Eucharistischen Kongreß und zur Weiterführung der liturgischen Erneuerung nennen.

DAS WORT GOTTES UND DIE LITURGIE

Aus dem Französischen übersetzt von Hilde Herrmann.
Ca. 300 Seiten. Leinen ca. DM 14.80

In dem vorliegenden Buch sprechen namhafte Theologen, u. a. H. U. v. Balthasar, L. Bouyer, J. Daniélou, J. Gelineau, Ch. Moeller, über die tiefen Zusammenhänge zwischen Bibel und Liturgie sowie über die Folgerungen, die sich daraus ergeben.

EUCHARISTISCHE GEBETE DER FRÜHEN KIRCHE

Herausgegeben und erläutert von Adalbert Hamman.
Ca. 256 Seiten. Leinen ca. DM 9.80

Die Gebete, Hymnen und Litaneien aus den verschiedenen Liturgien der frühen Kirche leben ganz aus der kraftvollen Sprache der Heiligen Schrift, verkündigen die Theologie der Apostel und Kirchenväter. Sie bieten dem Einzelnen, aber auch den Gemeinden und Gemeinschaften einen unerschöpflichen Reichtum für Gebet und Betrachtung.

MATTHIAS-GRÜNEWALD-VERLAG-MAINZ

Auslieferung: Meinrad-Verlag, Einsiedeln

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. - Deutschland: DM 12.- Best. und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstraße 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Ludwigshafen/Rh., Konto Nr. 12975 Orientierung Zürich. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Halbjährl. NF. 7.—, jährl. NF. 14.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.286. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142.181 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 70.—. USA: Jährl. $ 3.—.

Dieses
oft begehrte Buch ist jetzt
erschienen!

Josef Rudin
Psychotherapie und Religion

Seele, Person, Gott. Probleme der tiefenpsychologischen Wissenschaft und der praktischen psychoanalytischen Erfahrung. 232 Seiten. Leinen 15.80

Inhalt: Der Normalmensch – Angst vor der Seele – Aspekte der Entwicklung – Tiefenpsychologie und Freiheit – Personales Leben – Psychologie als Weg zur Religion – Antwort auf Hiob – Das neurotisierte Gottesbild – Psychotherapie und Seelenführung – Neurose-Perfektionismus-Frömmigkeit – Reflexionen über das Gebetsleben.

Es ist der Mensch, der hier aus den Urgründen des Unbewußten und der naturgegebenen Lebensdynamik in umfassend erkannter Ganzheit gesehen und befragt wird. Er soll sich zu einer vertieften Klärung seiner seelischen Existenz gedrängt fühlen. Bewußtere Anerkennung der Seele und ihrer Entwicklungstendenzen, Förderung der individuellen Lebensgestaltung und systematische Vergrößerung des innern Freiheitsraumes zum Aufbau der Person kommen hier zur Sprache. Im weiteren geht es um die lebendige Begegnung mit dem zunächst immanent kreisenden Gottesbild und um die dabei auftauchenden Gefahren eines neurotisierten Perfektionismus; aber auch die Konzeption des Göttlichen, etwa im Werk von C. G. Jung, wird besprochen und analysiert.
Diese Schrift richtet sich nicht in erster Linie an Fachgelehrte, sondern an alle, die aufgeschlossen sind für eine den seelischen Innenraum aufrüttelnde Problematik, im weiteren an jene Kreise, die beunruhigt sind von den wirklichen oder vermeintlichen Gegensätzen zwischen neuen tiefenpsychologischen Einsichten und den theologischen, vor allem moraltheologischen Grundüberzeugungen.

Walter-Verlag
Olten und Freiburg im Breisgau

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich

PP Zürich 1